

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 85 (1959)
Heft: 18

Artikel: Brief aus Polynesien
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-498577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

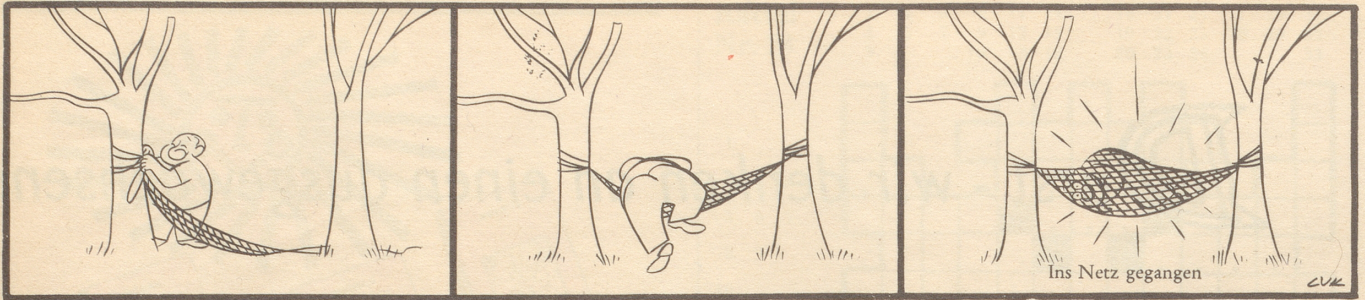
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Brief aus Polynesien

Vor einiger Zeit erhielt ich von einem sehr entfernten Vetter aus Polynesien einen Brief, der schildert, was und wie ein aus Europa zurückgekehrter Polynesier seinen Stammesgenossen erlebte Reiseeindrücke schildert. Auszugsweise sei hier ein Ausschnitt vorgelegt.

«Am dritten Abend, nachdem der große Häuptling Nitschi-Natschi von seiner Reise ins Land der weißen Männer zurückgekehrt war, setzte er sich wieder unter den Palmenbaum, wedelte mit einem Wedel und erzählte seinen Brüdern von den seltsamen Bräuchen im Lande des ewigen Regens. Liebe Brüder! sprach er; ich habe euch bereits von dem merkwürdigen Spiel erzählt, wobei elf weiße Männer einen Lederball stundenweise in der Luft herumstoßen, damit ihn elf andere Männer nicht bekommen, auch von dem Rennen habe ich euch erzählt, wobei derjenige des Landes als der beste Bürger gilt, der am schnellsten mit den Beinen auf einem Velo auf und ab trampeln kann. Heute erzähle ich euch von dem heiligen Spiel des weißen Mannes, dem *Jassen!* Der Weiße behauptet, nur einen Gott zu kennen, und man hat gelacht, als ich die Bildnisse unserer Götter auf dem Nachttischli aufstellte. Aber: Wozu haben sie denn eine solche Menge von Tempeln, in denen sie zu ihren heiligen Tieren beten? Ueberall hangen sie heraus, die Ochsen und die Bären, die Schäfli, die Rößli, die goldenen Löwen, und sogar in Aarau ein ganzer Affenkasten! Alle diese Tempel werden von den Männern sehr oft besucht, vornehmlich nach Sonnenuntergang. Sie sitzen dann in langen Reihen an den Tischen, einzelne, die als besonders weise und gescheit gelten, setzen sich um einen runden Tisch. Die Tempeljungfrauen, die ein weißes Lendenschürzchen tragen, bringen ihnen in durchsichtigen Gefäßen

eine Flüssigkeit, die unsern Zungen zwar abscheulich bitter schmeckt, die aber unter dem Namen «Becherli» oder «Stange» offenbar als «Etwas Gutes» gilt und die sie mit möglichst raschem Zug in den Hals hinunterstürzen. Nach einjiger Zeit, wenn sie nichts mehr zu reden wissen, bringt ihnen die Oberpriesterin, die Frau Hotel, oder in einfachern Tempeln auch Beizerin gerufen wird, eine Handvoll kleiner, bedruckter Karten, so groß wie meine Hand, und die Tempeldienerin stellt eine durchsichtige Flasche mit einer feuerroten Flüssigkeit dazu. Die Karten sind mit den bunten Bildern der weißen Gottheiten bemalt. Die Rosen bedeuten die Liebe, die Glocken oder Schellen läuten zu Ehren der Tugend, die Schilten sind dem Jagdgott und die Eicheln dem Gott des Mutes und des Unternehmungsgewisses geweiht. Auf dem Tisch wird ein wollener Gebetsteppich ausgebreitet. Nun nimmt einer alle Karten und schiebt sie rasch ineinander und untereinander, dieser Teil des Spieles wird *Mischeln* genannt. Es gibt solche, die das mit erstaunlicher Fixigkeit können, weil sie jahrelang all ihre Freizeit damit verbringen. Dann verteilt er die Bildchen der Reihe nach, so daß jeder gleichviel bekommt und daß keiner dem andern in das Spiel schauen kann. Sodann fangen sie an. Sie schauen lange und voll weiser Gedanken in die Karten, um die Absichten der Tugenden und des Mutes zu erraten, dann werfen sie bald rasch und bald bedächtig die Karten eine um die andere auf den Gebetsteppich und jeder ruft einen Spruch aus dem Tempelbuch dazu, und da jeder viele, viele solcher Sprüche auswendig weiß, entsteht ein lauter Lärm. Von Zeit zu Zeit werden Zahlen mit einer weißen Kreide auf eine schwarze Tafel geschrieben, das sind die Sünden, die sie so einander ausbringen. Aber nicht alle.

Wer zuerst fertig ist, darf die Tempeljungfrau am Rücken streicheln, dann lächelt sie verzeihend und bringt eine neue Flasche.

Manchmal werfen sie alle Karten auf einen Haufen, oft aber zählt jeder sein Häufchen in aller Stille. Ich habe auch bemerkt, daß sie einander in die Karten schauen oder mit den Augen blinzeln oder husten, und ich war betrübt in meinem Herzen über diese Mogelei.

Wenn das Spiel fertig ist, so reden sie noch lange darüber, wie es anders hätte gespielt werden sollen, wobei jeder gescheiter ist als der andere. Es gibt verschiedene Arten des Spielens: *Hinderschi*, *Zuger*, *Obenabe*, *Guggitaler*, usw. Nach einer Weile fangen sie wieder von vorne an, oder sie singen ein Lied oder sie strecken einander die Gläser unter die Nase und schreien: *Prost!* Dann stürzt die Tempeldienerin wieder auf sie zu und füllt die Gläser, denn diese dürfen nie leer werden, sonst bekommt sie einen Rüffel, weil die Männer dann nicht mehr so laut reden und denken könnten und unglücklich wären. Im Spiel bekommen sie oft ganz große Augen und schlagen mit den Fingerknöcheln auf den Tisch und kämpfen mit der Tugend. Zuletzt stellen die Tempeldienerinnen die Stühle auf den Tisch und die Oberpriesterin ruft «*Bolitzzeit!* ir Here!» und dann werden die Fackeln gelöscht. Wenn sie aber vom Geist des Spieles derart besessen sind, daß sie dieses mitternächtliche Zeichen nicht in ihren Kopf aufnehmen, dann wirft der Priester sie kraft seines Amtes zur Türe hinaus. Dann gehen sie heim und erzählen ihrer Lieblingsfrau – das ist diejenige, die in ihrer Hütte kocht und wäscht und die Kinder erzieht, und im weitem aber nichts zu sagen hat – alles, oder wenigstens das meiste. Wenn sie aber auf der Straße stehen bleiben und vom *Puur* und *Aß* und *Schiltechung* reden, kommt ein Mann mit einem Helm und schreit: *Marsch hei jetzt!*

Das mögt ihr mir glauben, liebe Brüder! sagte Nitschi-Natschi, der Weitgereiste, wedelte mit dem Palmwedel und nickte.»

Kaspar Freuler

